

HANS PETER HERRMANN

## Wie sinnvoll reden über »1968 und die Germanistik«?

### Vorbemerkung

Die Frage ist nicht gerade neu. »Wie über 68 schreiben?« stand schon vor sechs Jahren über einem Aufsatz von Wolfgang Kraushaar (Kraushaar 2000). Ihm ging es vor allem um die notwendige Balance zwischen der gegenstandsnahen Erinnerung des Beteiligten und der objektivierenden Distanz des Historikers, aber er konstatierte im gleichen Band, daß geschichtspolitische Positionen immer noch und eher wachsend die historische Forschung durchziehen. Über den zweiten Punkt will ich hier sprechen.

Während der Tagung, von der dieser Band berichtet, war es zu einer heftigen Diskussion über »68 und die Germanistik« gekommen, ausgelöst durch einen anspruchsvoll vorgetragenen Beitrag, der die »Studentenbewegung« und ihre Bedeutung für die Literaturwissenschaft so verkürzt darstellte, wie ich das hier nicht erwartet hätte nach den vielen gründlichen Arbeiten, die inzwischen zu diesem Thema erschienen sind. Unter den Tagungsmitgliedern setzte sich rasch eine komplexere Sicht durch, aber mir hatte sich einmal mehr gezeigt, wie umstritten auch heute noch Ablauf und Bedeutung der damaligen Ereignisse sind, auch unter Fachkollegen, und nicht nur unter denen, die in dieser Zeit auf der einen oder der anderen Seite engagiert waren. Für das kommende Jahr stehen weitere Veröffentlichungen zu diesem Thema an; die notwendigen Diskussionen darüber sollten anders geführt werden als beim jüngsten Medienhype um die Begnadigung von RAF-Mitgliedern. So kann es vielleicht nützlich sein, auch auf dem speziellen Gebiet der Germanistik, mit dem begrenzten Fokus eigener Erfahrungen und im Rückgriff auf die Forschungen anderer, daran zu erinnern, welche Fehler tunlichst vermieden werden sollten, wenn es zu einer sinnvollen Verständigung über »68« kommen soll

Das Folgende ist der Versuch, meinen spontanen Siegener Diskussionsbeitrag in verallgemeinerter Form zu Papier zu bringen, indem ich drei dort sichtbar gewordene, m.E. exemplarische, »Fehlblicke auf 68« benenne und ihnen meine Sicht entgegenstelle. Auch die ist, wie anders, parteilich. Ich hatte mich 1967ff. als frisch gebackener Privatdozent, später als Professor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft aktiv an der Universitätsreformbewegung beteiligt. Mein Engagement war – soweit es hier zur Debatte steht und ich mir der Sache bewußt bin – von drei Motiven bestimmt: ich suchte als Literaturwissenschaftler nach Möglichkeiten, den traditionellen kunsttheoretischen Idealismus der Germanistik, der mir in Freiburg exemplarisch begegnet war, zu durchbrechen und literarische Werke als Teil einer umfassenderen gesellschaftlichen Praxis zu verstehen; ich wollte als Hochschullehrer zu einer radikalen Demokratisierung der Universität beitragen und partnerschaftlichere Formen des Unterrichts praktizieren, als sie um mich herum üblich waren; und ich wollte meine Berufs-

arbeit verbinden mit meinem politischen Engagement als Mitglied einer Generation, die die NS-Zeit noch bewußt erlebt und die Zeit nach 1945 als einen stecken gebliebenen Aufbruch zu einer befreiten Gesellschaft erfahren hatte. Mit allen drei Motiven war ich damals bekanntlich nicht allein; alle drei gehörten für mich zusammen; alle drei waren utopische Ziele, deren damalige Formulierungen ich heute nicht mehr verwenden würde; alle drei halte ich indes auch heute noch für unverzichtbar. – Zu den Protagonisten der Protestbewegung habe ich nicht gehört. Ich arbeitete in Freiburg, nicht in Berlin oder Frankfurt, den Zentren der Auseinandersetzungen. Und an der Universität war ich als 1967 frisch habilitierter Dozent weder Mittelbauer noch richtiger »Prof.« (Herrmann 2005). Das brachte eine gewisse Randständigkeit mit sich, in der ich mich nicht unwohl gefühlt habe und mich assoziieren konnte, wie ich wollte. Auch deshalb wird im Folgenden die Breite und Widersprüchlichkeit der »Bewegung« mehr im Vordergrund stehen als bei denen, die einer der organisierten Studentengruppen angehörten, sich als Vordenker profiliert hatten oder als Ordinarienziel des Protestes waren.

So dient dieser Essay auch der Selbstvergewisserung. In der Meinung, daß die intellektuelle, die hochschulpolitische und didaktische sowie die allgemeinpolitische Funktion von Wissenschaft nicht getrennt werden können, werde ich allgemeine Bemerkungen über die Studentenbewegung, spezielle Bemerkungen über das Fach und meine eigenen Erfahrungen in ihm sehr eng führen. Daß sich dabei Verkürzungen ergeben, die hier ohne explizite methodische Absicherung bleiben müssen, nehme ich in Kauf und bitte andererseits um Geduld, wenn gelegentlich ein längerer Umweg in die Allgemeingeschichte das Verständnis für die Fachgeschichte verbessern soll.

### 1. Wider die Fixierung auf »68«.

Oder: *wer über 1968 Sinnvolles sagen will, darf nicht nur über »68« sprechen.*

Das Postulat, das sich für eine historische Betrachtung eigentlich von selbst versteht, ist in diesem Fall offenbar besonders schwer zu befolgen. Die Gründe sind bekannt. Die damaligen Regelverletzungen durch beide Seiten bei der Konfliktaustragung im akademischen Bereich wie auf den Straßen – übertriebene Hoffnungen und übertriebene Ängste für die Zukunft des Fachs, für die Universität und für das Leben in der BRD –, insgesamt also die Verquickung von fach- und hochschulinternen Auseinandersetzungen mit allgemeinen kultur- und gesellschaftspolitischen Problemen und mit den gewaltsamen Formen ihrer öffentlichen Verhandlung: diese und weitere Besonderheiten der 68er Situation haben dazu geführt, daß die beteiligten Individuen schwer loskommen von den in den damaligen Polarisierungen erfahrenen Befreiungsgefühlen und erlittenen Traumata, Mächtigkeits- und Ohnmachtserfahrungen. Und: sie haben den öffentlichen Blick auf dieses Jahr der ersten großen Eskalationen fokussiert. Dabei ist die spät erfolgte Verschiebung vom (korrekten) Datum 1967 auf 1968 nur Teil einer umfassenderen Blickverengung, durch die zu verschwinden droht, was vor 68 und was nach 68 geschah und was die Antriebe und die Ergebnisse der Kulturrevolution der 60er und 70er Jahre waren.

In den seriösen Darstellungen zum Thema ist längst unbestritten, daß die Reformen, die die 68er durchsetzten, bereits Mitte oder gar Anfang der 60er Jahre begonnen hatten (Herbert 2002; Rosenberg u. a. 2000). Die ZEIT hat kürzlich wieder daran erinnert (DIE ZEIT Nr. 21, 16. Mai 2007, Feuilleton). Für die Germanistik hatte das schon Marcus Gärtner zur These seines Buches gemacht (Gärtner 1997). Und für die damalige Hochschul- und allgemeine Bildungsreform liegt es ohnehin auf der Hand (Hochschule in der Demokratie 1961; Picht 1964). Inzwischen wird bereits von den »langen Sechziger Jahren« gesprochen, die sich von 1957 bis 1973 erstreckten (Metzler 2005).

Wenn dies akzeptiert wird, kommt es schnell zu den »großen« Fragen, woher dann das eruptive Moment des Kulturbruchs von 67 und 68 gekommen sei und ob die bereits angelaufenen Innovationen nicht auch ohne die dramatischen Auseinandersetzungen eingetreten wären? Zu beiden Fragen verbieten sich schlichte Thesen, zumal auch die Geschichtswissenschaft sich bisher nur zögerlich und mit recht unterschiedlichen Vorschlägen an eine Antwort gemacht hat und generell auf die Komplexität des Geschehens verweist – allemal dort, wo die Krise von »68« im angemessenen globalen Rahmen gesehen wird (Hobsbawm 1994/99; Fietze 2000). Aber auch der Versuch, beide Fragen zur Vereinfachung auf den konkreten Bereich der Germanistik herunterzubrechen, führt nicht weiter; die Fachgeschichte zwischen 1960 und 1980 läßt sich nicht von dem größeren Rahmen der »Studentenbewegung« trennen.

An deren Verlauf wird allerdings einiges einsichtiger dann, wenn man einen genaueren Blick in die 50er Jahre wirft und wahrnimmt, wie z. B. führende Studentenvertreter an den einzelnen Universitäten und im Verband Deutscher Studentenschaften seit Mitte der 50er Jahre in mehrfachen Anläufen versucht haben, in den deutschen Universitäten ein Minimum an Hochschulreformen durchzusetzen und eine erste Öffnung der Repräsentations- und Entscheidungsstrukturen für Nichtordinarien und Studierende zu erreichen. Am Beispiel Freiburgs genügt z. B. eine Lektüre der »Freiburger Studentenzeitung«, mit der ich mich zur Zeit beschäftige, um diesen frustrierenden Prozeß zu verfolgen. Da zeigt sich, wie seit 1955 bereits kleine Forderungen studentischer Vertreter, etwa auf Einsicht in Geschäfts- und Tagesordnungen von Senatssitzungen, mit konstanter Regelmäßigkeit abgewehrt wurden und wie schon 1959 eine aus heutiger Sicht eher zahme studentische Kritik (an äußeren Formen der Hochschulrepräsentation und am Auftreten von Honoratioren) als »Unbotmäßigkeiten« von Professoren abgekanzelt und vom Rektorat mit Relegationsverfahren geahndet wurde. Die Studentenbewegung markierte AUCH den Anfang vom Ende der selbstverständlichen kulturellen Herrschaft autoritärer alter Männer, die sich durch Jugendliche bedroht fühlten.

Hier läßt sich am lokalen Beispiel exemplarisch die Veränderungsresistenz überkommener Strukturen im »Establishment« des deutschen Bildungswesens studieren und Einblick gewinnen in die erheblichen Spannungen zwischen veränderungsorientierten und ängstlich verharrenden gesellschaftlichen Gruppen und Milieus seit Mitte der 50er Jahre, Einblick also in den wachsenden Reformstau der »Adenauerzeit«. So sehr die Frühzeit der BRD von weit mehr Konflikten durchzogen war, als heute im öffentlichen Bewußtsein präsent ist (Kraushaar 1996), so eng blieben solche Konflikte auf Teile der Gesellschaft beschränkt, so wenig konnten die Kräfte gebündelt werden,

die sie antrieben. Es waren diese vorhandenen, aber unterdrückten Spannungen, die dann, 1965 bis 1968 – im Kontext staatlicher Eingriffe in die Hochschule einerseits und gesamtgesellschaftlicher wie internationaler Entwicklungen andererseits – zum überschießenden Ausbruch von Veränderungswillen führten, und dies nicht nur in der jüngeren Generation. Die 68er hatten gute Gründe für die Heftigkeit ihrer Revolte.

Eine historische Blickerweiterung scheint also angebracht. Sie sollte nicht auf die Vorgeschichte der »Studentenbewegung« beschränkt bleiben. Nicht weniger wichtig ist die Entwicklung nach 1968. Mit der bekannten Auflösung des SDS 1970 als bis dahin antreibender und organisierender Kraft der Bewegung begann ja keineswegs nur der Zerfall der APO in die dogmatischen Parteigruppierungen von »K-Gruppen« und »Spartakus«, linksextremen Gewaltbereiten und der »RAF«. Was nach 68 kam, waren auch die mehrfachen Wellen von »Sponti-« und »Alternativ-« Bewegungen (Mohr 1992; Stattbuch Freiburg S. 39–57; 70ff.). Sie sind heute weitgehend aus dem öffentlichen Gedächtnis verschwunden oder werden nur noch mit Gewaltszenen von Brokdorf, dem Frankfurter Flughafen oder den Hausbesetzungen verbunden; damals aber setzten mit ihnen mehrere neue Generationen von Studierenden die Protestbewegung auf ziemlich breiter Basis bis in die 80er Jahre fort und machten auch die Universität und einzelne Fächer erneut zum Austragungsort gesellschaftlichen Veränderungswillens. Dort waren sie zumindest bis 1977 teils fortdauerndes Ärgernis, teils Anlaß zur produktiven Auseinandersetzung für KommilitonInnen und Lehrende. Sie agierten in enger Verbindung zu außeruniversitären Konfliktfeldern und sozialen Bewegungen: den vielfältigen Dritte Welt-Aktionen (in Freiburg das »iz3w« ab 1968), den Hausbesetzungen in den Städten (seit 1971), der Anti-AKW-Bewegung (ab 1974) in Wyhl, Brokdorf und Kalkar, der Frauenbewegung und den Anfängen der Friedensbewegung. Mit diesen Verbindungen trugen sie weiterhin Aspekte allgemeingesellschaftlicher Praxis in den Elfenbeinturm der Universität, was zu ermüdenden Grundsatzdiskussionen wie zu fruchtbaren Anregungen auch innerhalb der Fächer führen konnte und die Reformen, wo es sie gab, in Gang hielt.

Und die Germanistik? Auch sie hat von diesen weiteren Wellen der Studentenbewegung profitiert. Hier wurden z.B. Wurzeln für die spätere feministische Literaturwissenschaft gelegt und hier hat die interkulturelle Germanistik entscheidende Anstöße empfangen – so wie schon vorher die »68er« entscheidend dazu beigetragen hatten, daß in der Literaturwissenschaft der Literaturbegriff ausgedehnt wurde auf Trivial- und Gebrauchsliteratur, auf Arbeiter- und Unterschichtenliteratur, auf Gegenwartsliteratur und auf die »Medien«, und daß die politische Vormärzliteratur und die »linke« Literatur der Weimarer Republik in breitem Umfang aufgearbeitet wurden (Rosenberg 2000, der allerdings die Entwicklung über 1980 hinaus nur sehr vorsichtig andeutet).

So erlaubt der Blick auf die außeruniversitären Reformbewegungen in ihrer Breite und zeitlichen Erstreckung ein besseres Verständnis auch der germanistischen Fachgeschichte vom Ende der 50er bis in die 80er. Die Germanistikgeschichte ist Teil des allgemeineren »Umbaus der Geisteswissenschaften« (Bollenbeck/Knobloch 2001) in dieser Zeit und dieser wiederum ist Teil der tiefgreifenden Veränderungen, die die bundesrepublikanische Kultur in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erfahren hat. Gewiß ist es geboten, die Entwicklungen innerhalb eines einzelnen Universi-

tätsfaches, seiner Gegenstände, Methoden und institutionellen Zusammenhänge, detailliert zu untersuchen, doch auch solche Untersuchungen sollten den Horizont des krisenhaften Innovations- und Umorganisationsprozesses präsent halten, den die Bundesrepublik, und nicht nur sie, in dieser Zeit durchgemacht hat.

Dieser historische Prozeß ist in den sozialwissenschaftlichen Nachbardisziplinen inzwischen beschrieben worden als Weg in die »differenzierte, pluralistische und individualisierte Gesellschaft« der Gegenwart (Metzler 2005). Ähnlich sehen es die historiographischen Gesamtdarstellungen der Epoche: als Weg durch ein »Jahrhundert der Extreme« und durch die »soziale« und die »kulturelle« »Revolution« der 60er und 70er Jahre hindurch in einen Zustand der Weltprobleme, die mit den bisher bekannten Mitteln der Politik nicht zu bewältigen seien (Hobsbawm 1994/99); als vermutliche Endstufe der jetzigen Form des Kapitalismus (Hobsbawm ebd.; auch Wallerstein 1999); als Weg in den Postfordismus mit seinen neuen Regulationsweisen und seinen Prozessen der »inneren Landnahme« und der Veränderung des Eigentumsbegriffs (Hirsch/Roth 1986; Rifkin 2000); als Weg in die Flexibilisierung der Menschen (Sennett 1998) und die »Gouvernementalität« (Foucault 2004 (1978/79); Bröckling u. a. 2000); als Weg in die »Risikogesellschaft« mit ihren ungelösten Widersprüchen von Individualisierung und Massenhaftigkeit (Beck 1986; zum Individualisierungstheorem auch Hobsbawm a. a. O. und Schulze 1993). Individualisierung und Enthierarchisierung auf sozialem und kulturellem Gebiet sind in diesen Beschreibungen die auch für die westdeutsche Situation durchgehend verwendeten Begriffe. Als Individualisierungsschub wurde die 68er-Zeit auch von vielen Beteiligten subjektiv erlebt, als Freisetzung aus alten Bindungen und Traditionen mit allen Chancen und mit allen Risiken einer solchen Situation (Bogdal 2001).

Dabei räumen z. B. Hobsbawm und Beck der Studentenbewegung in ihrem Bild der Entwicklung eine zentrale Rolle ein: die Studentenbewegung als Getriebene und zugleich als Motor der »Kulturrevolution«, als Teil der vielfältigen und oft sehr zwispältigen Versuche dieser Jahrzehnte, die unausweichlich gewordene Erfahrung eines globalen Umbruchsprozesses individuell und kollektiv zu verarbeiten.

Bei dieser Verarbeitung waren die Mitglieder der Studentenbewegung gezwungen, auf andere Mitspieler in dem gleichen Prozeß zu reagieren. Es ist von Nutzen, auch für die Fachgeschichte, den Blick darauf zu richten, was alles und wer alles sonst noch in diesen zwei Jahrzehnten aktiv kulturelle Veränderungen betrieb. Film, Comics, Popmusik und Fernsehen werden immer wieder als neue finanziell und kulturell aggressive Mächte genannt; sie haben den Stellenwert der Schriftkultur verändert, unserem Fach auf Dauer seine beherrschende Stellung im bisherigen Bildungssystem genommen und unmittelbar in seine Kanon- und Methodenbildung hinein gewirkt. Auch noch ganz andere »Mitspieler« wären zu nennen. Zum Beispiel die Hochschulreform. Sie war in den einzelnen Bundesländern bereits vor der Studentenbewegung begonnen worden, als eigene Reaktion staatlicher Bildungspolitik auf eine der unumkehrbaren gesellschaftlichen Veränderungen der Jahrhundertmitte, den Massenzustrom in die Universitäten. Einmal in Gang gesetzt, trafen die Reformen auf die Studentenbewegung, die damals noch »APO« hieß und ihren Lauf nicht nur in der Hochschule begonnen hatte, und nun reagierten Hochschulreform und Bewegung vielfältig aufeinander, sich gegenseitig anstachelnd und behindernd. In diesem Wech-

selspiel entwickelte sich dann eine ganz andere Dynamik, eine zunehmende Praxis direkter staatlicher, administrativer Eingriffe in die Struktur und das Leben der Universitäten, die deren Autonomie beendete. Einklemmt zwischen studentischen Protesten und staatlichen Willkürakten, unvorbereitet auf die »Bildungskatastrophe« und ihre gesellschaftlichen Ursachen, ungeübt in den Formen öffentlicher demokratischer Konfliktaustragung, hat »die Universität« ihre Handlungsmacht verloren und bis heute zu keinem eigenen Reformprogramm gefunden. Und dieser Autonomieverlust ist wiederum Teil eines weiteren, für die bundesdeutsche Gesellschaft prägenden Prozesses gewesen, in dem das deutsche Bildungsbürgertum für immer seine traditionelle kulturelle Vormacht verlor, die es nach 1945 noch einmal restituieren konnte.

Neben der Bildungsexplosion gelten heute die Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen und der globale Bedeutungsverlust der Kleinfamilie als epochale soziale und kulturelle Veränderungen in der Mitte des 20. Jahrhunderts (Hobsbawm 1994/95; Beck 1986). Die Studenten und die Neuen Sozialen Bewegungen insgesamt reagierten darauf mit vielfältigen Versuchen, neue Formen des Zusammenlebens und einer gemeinschaftlichen Arbeitsorganisation zu finden - von den studentischen Wohngemeinschaften und neuen Formen der Lebenspartnerschaft über die kollektiv betriebenen kleinen und größeren Landkommunen und Firmen bis hin zum späteren Versuch einer neuen Art von politischer Partei, als welcher »Die Grünen« 1980 einst angetreten waren. Manche von diesen Experimenten nahmen skurrile oder fragwürdige Formen an, andere führten zu hoch produktiven Lebens- und Arbeitsformen. Manche von ihnen haben sich gehalten, andere sind katastrophal gescheitert oder haben sich im Sande verlaufen. Zu verstehen sind auch sie in dem beschriebenen Kontext, als Mitspieler in einem historischen Großversuch, in dem »die Gesellschaft« neue intellektuelle, kommunikative und organisatorische Formen ausprobierte und damit das Gefüge ihrer Kultur tiefgreifend verändert hat. Die Wirkungen waren widersprüchlich, wie so vieles von »68«. Einerseits etablierten diese Experimente dauerhaft eine Reihe neuer Sozialformen, humanisierten das Kommunikationsklima in vielen deutschen Paar- und Gruppenbeziehungen und arbeiteten mit an der Veränderung der Geschlechterrollen. Auch hat sich seit diesen Jahren der bis dahin sehr autoritäre Umgangston zwischen deutschen Behörden und ihrem Publikum erkennbar zivilisiert; »Ich glaube, unser Land ist dadurch bewohnbarer geworden« (H.M. Enzensberger 2007 u.ö.). Andererseits hat gerade die 68er Bewegung auch die zwiespältigen Folgen des gesellschaftlichen Individualisierungsprozesses weiter vorangetrieben.

Die Hochschulen blieben von Resonanzen auf die Entstehung neuer, nichthierarchischer Kommunikationsformen nicht verschont. In einer Reihe von Fächern, auch in der Germanistik, gab es zahlreiche Experimente mit neuen Formen des akademischen Unterrichts (zur Bedeutung dieses meist unterschlagenen Aspekts wenigstens kurz: Rosenberg 2000, 163). Die Orte dafür waren v. a. Vorlesungskritik und Gruppenseminare, letztere mit einer großen Spannweite vom politisch-ideologischen Kollektiv bis zur wissenschaftlich hoch produktiven Arbeitsgruppe, vom bergenden Kleinfamilienersatz bis zum nüchternen Teamwork (Herrmann 2002). Heute ist fast vergessen, daß 1968 die »Stiftung Volkswagenwerk« solche Experimente bewußt initiiert und eine Zeitlang intensiv begleitet hat; bei den einschlägigen Arbeitstagen prallten die »technokratischen« und die »linken« Betreuer dieser Programme hart aufeinander

(Stiftung Volkswagenwerk 1970-73; vgl. auch Scholz/Herrmann 1990) – auch dies ein Zeichen dafür, wie pragmatische Modernisierungsinteressen und politische Veränderungswünsche gemeinsam Pate gestanden haben an der Wiege der 68er Bewegung. Unerforscht sind bisher auch die überregionalen Netzwerke reformorientierter UniversitätslehrerInnen wie der »Dringenberger Kreis«, der von 1978 bis 1997 undogmatisch linke Germanisten zu einem jährlichen Erfahrungsaustausch über fachliche, didaktische und hochschulpolitische Probleme zusammenführte. Geblieben sind von solchen Experimenten nur vereinzelte Lehrpraktiken didaktisch interessierter Universitätslehrerinnen und -lehrer, von denen – wegen der fortdauernden Tabuisierung der universitären Lehrpraxis – nur gelegentlich etwas an die Öffentlichkeit dringt (z. B. Erb 2005).

Erfolgreicher waren die methodischen Einflüsse der Studentenbewegung auf die Literaturwissenschaft. Das ist inzwischen vielfach dargestellt worden (Rosenberg u. a. 2000 mit der einschlägigen Forschungsliteratur). Doch ehe auch ich darauf eingehe, muß noch einmal von der Rückbindung der Studentenbewegung an die Adenauer-Zeit die Rede sein und ein bisher vernachlässigter Aspekt zur Sprache kommen.

## 2. Wider die Fixierung auf die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Oder: *Wer über die Studentenbewegung etwas Positives sagen will, sollte nicht nur ihren Kampf gegen ihre NS-Väter erwähnen.*

Die deutsche Literaturwissenschaft gilt heute zu Recht als ein Fach, das die kritische Auseinandersetzung mit seiner eigenen »braunen« Vergangenheit gründlich, fast vorbildhaft vollzogen hat. Sie stand damit nicht alleine und die Anstöße dazu kamen nicht aus der Studentenbewegung. Fast schon topisch ist der Hinweis darauf, daß die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in der BRD bereits 1962 mit dem Frankfurter Auschwitzprozeß begonnen hatte, oder daß die universitären Ringvorlesungen in Tübingen, Berlin und München zur NS-Vergangenheit dieser Hochschulen ab 1964 vom universitären Establishment ausgingen. Auch die germanistische Aufarbeitung wurde 1964 durch Druck von außen, aus der Journalistik, ausgelöst, und die heftigen Konflikte auf dem Münchner Germanistentag 1966 wurden von bereits etablierten Professoren, nicht von 68ern in Gang gesetzt (zusammenfassend Boden 2000).

Dennoch scheint gesichert, daß erst die leidenschaftlichen Diskussionen um diesen Komplex vor und nach 1970 den breiten öffentlichen Konsens in dieser Frage bewirkt haben. Und diese öffentlichen Diskussionen wurden maßgeblich durch die Energie und die medienwirksamen Strategien in Gang gebracht, mit denen engagierte Mitglieder der jüngeren Generation die Frage »Was habt Ihr in der Zeit des NS gemacht?« auf die Tagesordnung gesetzt hatten. Hier liegen diejenigen »Verdienste« der Studentenbewegung, die inzwischen auch von ihren Gegnern gern anerkannt werden. Wenn die Bundesrepublik sich heute als ein »Staat nach Auschwitz« versteht, der das Leugnen des Holocaust unter Strafe gestellt hat, so ist das auch ein Verdienst der Studentenbewegung, und wenn gerade die deutsche Germanistik ihre »braune

Vergangenheit« einer gründlichen, kritischen Selbstreflexion unterzogen hat, so wäre auch das ohne »68« in dieser Form kaum geschehen.

Allerdings verstellt auch hier eine zeitliche Begrenzung auf »68« und seinen unmittelbaren Vorlauf die Dimensionen des Phänomens. Das Thema war bereits in der Adenauer-Zeit keineswegs aus dem öffentlichen Diskurs verschwunden, auch wenn es randständig blieb. Die linkskatholischen »Frankfurter Hefte« z.B. hielten es ständig präsent. Und bereits 1952 hatten Freiburger Studierende mit ihrem Protest gegen einen Film des NS-Regisseurs Veit Harlan bundesweit Aufsehen erregt (der Protest wurde von der Polizei mit erheblicher Brutalität niedergeknüppelt) (Koltan 1993; Hättich 1999; zur historischen Erstreckung der Anti-Harlan-Bewegung Kraushaar 1996). Die »Freiburger Studentenzeitung« hatte damals und hat in Folge immer wieder Stellung bezogen gegen die ungebrochene Fortsetzung kultureller Traditionen aus dem Nationalsozialismus in der Bundesrepublik; sie hat auch schon 1960 Auszüge aus Heideggers berüchtigter Rektoratsrede von 1933 abgedruckt (mit geringem Echo, Schneebergers Dokumentation erschien erst 1962, auch sie noch ohne große Wirkung). Andere Studentenzeitungen wie der Frankfurter »Diskus« verfolgten eine ähnliche Linie. Auch hier also haben die späteren 60er Jahre und in ihnen die Studenten nur einen Konflikt zum Ausbruch gebracht, der schon lange in der Gesellschaft und in der Universität schwelte, der aber erst jetzt begann, zu einem »gesamtgesellschaftlich« diskutierten Problem zu werden. Und auch dieses Thema ist ja mit »68« keineswegs erledigt, sondern beschäftigt uns immer noch in Wellen.

Doch ich muß hier nicht wiederholen, was oben über das historische Umfeld der Studentenbewegung steht. Ich will auf etwas anderes hinaus. Die vielfach zu beobachtende Fokussierung auf den Kampf der 68er gegen ihre NS-Väter verstellt den Horizont, in dem die damaligen Diskussionen um die deutsche Vergangenheit m.E. gesehen werden müssen und in dem sie bereits in den 60er Jahren stattfanden. Auch hier kann die Geschichte der Germanistik als Beispiel dienen. Gegen Lämmerts, Killys, Conradys und v. Polenz' Angriff 1966 auf die NS-Vergangenheit ihres Faches ist schon damals eingewandt worden, daß er die noch lebenden Repräsentanten dieser Vergangenheit, also ihre Lehrer, zu schonsam behandelt und sich statt dessen auf die nationalistische Vorgeschichte des Faches in der Weimarer Republik und im Kaiserreich konzentriert hätte. Die Kritik ist berechtigt, aber sie unterschlägt Wichtiges.

Denn diese Vorgeschichte der NS-Zeit war damals nicht weniger Thema als die persönlichen Verwicklungen der akademischen und der realen Väter. Für viele war sie sogar das wichtigere Thema, wichtiger als die Vergangenheit älterer und alter Männer im untergegangenen Nationalsozialismus (Völker 1970). Die Suche nach den Wurzeln des Nationalsozialismus war berechtigt und hatte Erfolg; sie hat bewußt gemacht, daß der Nationalsozialismus kein »Unfall« der deutschen Geschichte war und nicht der Einbruch des Dämonischen in die Kultur (wie in den 50er Jahren vielfach zu lesen), sondern daß der Nationalismus, der Antisemitismus und die autoritären Strukturen Deutschlands im 19. Jahrhundert und bis in die Weimarer Republik entscheidende Voraussetzungen für den Aufstieg und Erfolg der Nationalsozialisten waren.

Das war keine Entdeckung der Studentenbewegung. So war zum Beispiel Sontheimers Buch über »Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik« bereits

1960 geschrieben worden (Sontheimer 1962); es zeigt auch, daß der Ruf nach einer demokratischen Erneuerung Deutschlands in den 60er Jahren keineswegs ein Privileg der Linken war. Aber seit 1965, nach den Erfahrungen mit den stockenden Entwicklungen der Adenauerzeit und im Sinn eines umfassend gemeinten, inhaltlichen Demokratieverständnisses, wurde die Auseinandersetzung mit der Vorgeschichte des Nationalsozialismus grundsätzlicher als vorher geführt. Sie sollte jetzt auch die bisher verdeckten undemokratischen und autoritären Traditionen in der deutschen Kultur- und Geistesgeschichte erfassen. Gerade für die Germanistik, für ihre Fachgeschichte und für die Geschichte ihrer bisher kanonisierten Gegenstände ergab sich hier ein weites Feld, das an vielen Instituten bestellt wurde, von einigen Professoren, von Mittelbauern und Studenten, in Seminaren, in Staatsarbeiten, Dissertationen und Dokumentenbänden, mit z.T. wichtigen Entdeckungen (z.B. Reiß 1973, Das Räuberbuch 1974, Janota 1980, bis hin zu Fohrmann 1988 und Fohrmann/Voßkamp 1991). Das Engagement der Studierenden für dieses Thema war groß, mein eigenes Interesse auch, gerade weil ich nicht, wie andere KollegInnen, an einem »Gegenkanon« arbeitete, also Vormärz-, Arbeiter-, oder linke Parteiliteratur etc. zum Gegenstand nahm, sondern weiterhin bei der traditionellen Hochliteratur blieb, aber sie nun »kritisch« las, auf die in sie eingegangenen historischen Widersprüche hin. Und die Diskussion um das Klassikbild der Germanistik und seine politischen Implikationen ist schließlich seither nicht zur Ruhe gekommen, vom Epoche machenden Madison'ser Klassikband (Grimm 1971) bis zu den jüngsten, heftigen Diskussionen um Daniel Wilsons Goethe- und Weimar-kritische Arbeiten (Scholz 2004).

Was für die Germanistik gilt, gilt auch für die Studentenbewegung allgemein. Eine ihrer Gründungsdokumente war die 1961 erschienene Hochschuldenkschrift des SDS »Hochschule in der Demokratie«; der Name der Bewegung lautete anfangs »antiautoritäre Bewegung« (während die US-amerikanische Bewegung 1964 in Berkeley als »free speech movement« begann); die Auseinandersetzungen um einen inhaltlichen Demokratiebegriff nahmen lange Zeit in ihr breiten Raum ein, und auch ihr Kampf gegen den »Faschismus« war ursprünglich ein Teil der Suche nach einer demokratischeren Gesellschaft, ehe er sich selbständig machte und der Faschismusbegriff zu einer fast beliebig verwendbaren Etikette wurde. Aber noch in der unsinnigen Anwendung des Schimpfwortes »faschistisch« auf jeden – vermeintlich oder tatsächlich – autoritären staatlichen Akt steckte etwas von dem ursprünglichen Ansatz: der Nationalsozialismus als Endprodukt einer langen, autoritären, undemokratischen deutschen Tradition, deren Folgen *man in gegenwärtigen Herrschaftsallüren wiedererkannte oder wiederzuerkennen meinte*.

Aus dieser deutschen Tradition kamen im übrigen auch die Studenten selbst. Schon in ihrer eigenen Lebensgeschichte hatten die »68er« sich mit den überkommenen Autoritätsbeständen, nicht mit dem untergegangenen NS-Regime auseinanderzusetzen gehabt. Diese waren es, die ihnen in ihren Familien, auf den Ämtern und in den Schulen begegneten, nicht die für den Nationalsozialismus bezeichnende Mischung aus Diktatur, germanophilem Nationalismus und Modernisierungen. Und die in den Ämtern und Berufen verbliebenen oder in sie zurückgekehrten Altnazis waren nicht deshalb noch da, weil sie Nazis, sondern weil sie gute Deutsche gewesen waren und weiterhin als solche galten; daß sie mit den Nazis paktiert hatten, fiel dem

gegenüber nicht ins Gewicht, wer hatte das nicht? Gewiß: Vom Krieg wurde viel gesprochen in den Familien, vom Krieg der Deutschen gegen Russen, Franzosen oder Amis sprachen die Männer, vom Bombenkrieg gegen »uns« sprachen die Frauen, vom Leiden der Deutschen auf der Flucht die »Vertriebenen« – aber von der Partei sprachen sie selten, nur eben, daß »bei Adolf nicht alles schlecht war«.

Von der Wirklichkeit des Nazismus hatten »die 68er« im Grunde keine Ahnung, schon gar nicht vom Ausmaß der Beteiligung der Deutschen an den nationalsozialistischen Völkermorden. Die aufblühende Mode von »Faschismustheorien« belegte diesen Mangel eher als daß sie ihm abhalf. Gerade wegen dieses Nichtwissens konnten sie den Faschismusvorwurf derart ubiquitär verwenden. – Auch aufgrund solcher Überlegungen halte ich im übrigen wenig von der neuesten Wendung in der historiographischen Engführung von 68er- und NS-Zeit, in der die totalitären und gewaltsamen Züge in der 68er Bewegung oder bei der RAF als verdecktes Erbe des Nationalsozialismus interpretiert werden (Wirth 2001; Rohrwasser 1975).

Wird das »Verdienst« der Studentenbewegung vor allem in ihrer Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus gesehen, so gerät der Horizont dieser Auseinandersetzung aus dem Blick. Damit verschwinden, fahrlässig oder absichtlich, zwei Einsichten, die damals für viele ein wichtiger Grund für ihr Engagement in der Reformbewegung waren: daß Demokratisierung einer Gesellschaft nicht die Einrichtung einer formalen Regierungsform bedeutet, sondern eine fortdauernde, harte und alle Lebensbereiche umfassende historische Aufgabe ist, und: daß es das autoritäre, antidemokratische Erbe der deutschen Kulturgeschichte war, daß die Deutschen für den Nationalsozialismus anfällig gemacht hat, und daß dies gerade für die deutsche Literaturgeschichte und ihre Sachwalterin, die Germanistik, gilt.

3. Wider die Fixierung auf »den Marxismus«. Oder: *Wer über »68« Sinnvolles aussagen will, muß auch über »den Marxismus« sprechen. Doch wer über »68« Sinnvolles sagen will, darf nicht nur über den Marxismus sprechen wollen.*

Marcus Gärtner hat für die allgemeine Geschichte dieser Zeit und für die spezielle Entwicklung der Germanistik in ihr zu Recht die Formulierung vom »kumulativen Bruch« gefunden (Gärtner 1997, 288). Doch bei der Frage nach der Bedeutung marxistischer Gesellschaftstheorie und -praxis zeigen sich die Jahre um 1970 als wirklicher Epocheneinschnitt. Mit »68« begann eine massive Konjunktur marxistischer Begriffe, Autorennamen, Buchtitel und Denkformeln im öffentlichen Diskurs der Bundesrepublik, in Teilen des anspruchsvollen Feuilletons, im Buchhandel und in geisteswissenschaftlichen Fächern. Die Konjunktur kam unerwartet, schien längere Zeit unwiderstehlich und gab den sonstigen Konfliktfeldern eine besondere Schärfe und Grundsätzlichkeit. Daß diese marxistische Wende ihrerseits ihre Vorgeschichte hat, ist selbstverständlich und hat für unser Fach Helmut Peitsch mit Nachdruck geltend gemacht (Peitsch 2000). Das ändert jedoch nichts an dem plötzlichen Auftreten des Marxismus als intellektuellem Breitenphänomen, um dessen Deutung es mir hier geht.

Es war ein Kulturschock, für manche ist es das immer noch, und der hatte seine Gründe. Antikommunismus war eines der zentralen Identitätsmerkmale der westdeut-

schen Gesellschaft nach 1950 gewesen. In anderen europäischen Ländern gab es das nicht; Italien, Frankreich oder England hatten ihre akzeptierten, wenn auch umstrittenen marxistischen Gruppierungen und Diskurse. Aber in der frühen BRD war mit dem diskussionslos abgelehnten System »drüben« auch »der Marxismus« diffamiert (und das so gründlich, daß nach 1968 auch kluge Gegner der Reformbewegung sich die marxistischen Äußerungen ihrer Studierenden nur als trojanisches Pferd des DDR-Sozialismus vorstellen konnten). Noch in den 70ern bedeutete im mehrheitlichen akademischen Milieu der Ruf, als Assistent oder Dozent Marxist zu sein, das gesellschaftliche Aus. Auch in der sublimierten und politisch resignativen Form der »Kritischen Theorie« spielte marxistisches Denken bis in die 60er Jahre nur eine Außenseiterrolle. Als dann die 68er unter Führung des SDS »den Marxismus« auf die öffentliche Tagesordnung setzten, war das nicht nur die Wiederentdeckung einer bestimmten Gesellschaftstheorie oder – später – eines bestimmten Parteikonzepts, nicht nur der Anschluß an zugeschüttete Traditionen der Arbeiterbewegung und linker Intellektueller der Weimarer Republik, sondern es war ein Angriff auf das Selbstverständnis der BRD-Gesellschaft, auf tragende Teile ihres Wertekanons und auf ihre Herrschaftsstrukturen. Eine der wichtigsten Funktionen des Marxismus der »68er« war es, überhaupt erst einmal die generelle Denkmöglichkeit einer wirklichen Alternative zur bestehenden Gesellschaft zu eröffnen. »Alternativbewegung« war denn auch eine frühe Bezeichnung der Bewegungen.

Das galt in den Augen ihrer konservativen Verteidiger als Angriff auf Gesellschaft überhaupt. Fälschlicherweise. Aber auch diejenigen, die lautstark die Forderung »für eine marxistische Linke« vertraten, verstanden dies als »radikale« Ablehnung der bestehenden Gesellschaft, – als den am meisten provozierenden Kampftruf und wirkungsvollsten Rammbock gegen die Festungsmauern, durch die eine Gesellschaft, Universität und Fachwissenschaft, die sich für alternativlos hielten, eine radikale Kritik ihres Funktionierens und ihrer Denkformen verhinderten.

Diese Polarisierung hat lange Zeit hindurch als historische Falle und als Anlaß für viele Verkrampfungen und Fehldeutungen auf beiden Seiten gewirkt.

Doch inzwischen sollte ein Konsens darüber zu erzielen sein, daß ohne diese Zuspitzung viele sinnvolle und notwendige Veränderungen, die die Reformjahre der Bundesrepublik gebracht haben, kaum stattgefunden hätten. Erst als sich erwies, daß der manifeste Protest und die radikale Kritik der Studenten auf erhebliche öffentliche Resonanz stießen auch dort, wo die militanten Formen dieser Kritik nicht mitgetragen wurden oder wo die marxistischen Begriffe, mit denen sie begründet wurden, auf entschiedene Skepsis stießen – erst nach solchen Erfahrungen öffnete sich der kulturelle Diskurs der BRD in breiterem Umfang zu einem produktiven Blick auf die widersprüchlichen neuen Wirklichkeiten der demokratischen Massen- und Konkurrenzgesellschaft.

Das breite Echo und seine mediale Verstärkung hatten widersprüchliche Konsequenzen. Sie widerlegten die vielfach wiederholten Sprüche derer, die die sich ausbreitende Unruhe und Aggressivität als Machwerk einer »kleinen radikalen Minderheit« von Krawallmachern abtun wollten und bestärkten die Ernsthafte unter den Aufgehenden in ihrem Protest. Zugleich stellten sie Versuchungen dar für Einzelne und Gruppen, sich in einem Akt nicht mehr zu kontrollierender Selbstermächtigung als

Befreier und Befreierinnen »der Massen« zu inthronisieren. Beide Momente gehören zum Gesicht einer solchen Protestbewegung und sind Voraussetzungen für ihre historische Wirkung.

Das gilt auch für die Germanistik. An den Erfolgsgeschichten der sozialhistorischen und der psychoanalytischen Literaturwissenschaft ließe sich das im Einzelnen zeigen. Erst die traditionelle Tabus aufsprenkende »Mode« marxistischer Gesellschaftstheorie hat beide aus ihrer Randexistenz der frühen 60er herausgeholt, ihre methodologische Entwicklung vorangetrieben und den Boden bereitet z.B. für die umfang- und erfolgreichen Verlagsprojekte, die von beiden in Gang gesetzt wurden. Und umgekehrt hat die Sozialgeschichte manche Ansätze einer neuen marxistischen Gesellschafts- und Literaturtheorie zur Auseinandersetzung und Differenzierung gezwungen. In der sozialgeschichtlichen Wende, die für die Germanistik und die Geschichtswissenschaft als eine der wichtigen Errungenschaften der 60er Jahre gilt, ist dieses widersprüchliche Abhängigkeitsverhältnis deutlich sichtbar, z.B. im Einfluß von Habermas auf viele Autoren der Sozialgeschichte oder in deren oft rituellen Abgrenzungen gegen marxistische Argumentationen.

Türöffner waren die Auseinandersetzungen zwischen Marxisten und Konservativen im Fach wie im allgemeinen kulturellen Diskurs aber auch darin, daß »Kritik«, auch radikale Kritik, als Form gesellschaftlichen Lebens in allen Lebensbereichen seither wahrlich nicht die Regel ist, aber grundsätzlich als legitimierbar gilt und als Lebenselixier einer demokratischen Gesellschaft verteidigt werden kann. Auch wenn das Risiken mit sich bringt für die notwendige Pflege von Traditionen und für den schonamen Umgang der Leute miteinander.

All dieses gesagt, ist nunmehr jedoch davor zu warnen, die sehr unterschiedlichen Ansätze zu marxistischen Theoriebildungen und zu marxistisch-revolutionären Praxisversuchen in dieser Zeit als Einheit sehen zu wollen. »Der« Marxismus der Studentenbewegung ist eine Fiktion.

Wieder ist daran zu erinnern, daß »die Studentenbewegung« nicht als marxistische Bewegung, dem Namen nach noch nicht einmal als »linke« Bewegung begonnen hatte, sondern als »alternative« und »kritische« Bewegung, als »Protestbewegung« und »Außerparlamentarische Opposition«, mit sehr unterschiedlichen Elementen, radikal-demokratischen, situationistischen, anarchistischen und auch neomarxistischen (Lönendonker 2000; zur »Disparatheit der Strömungen und Gruppierungen« Kraushaar 2000, 327). Erst in weiteren Schritten haben Teile der Revolte marxistische Theoreme in den Vordergrund gestellt, dann diese als Revolutionstheorie ausgelegt, dann deren unvermittelte Anwendung auf die BRD-Gesellschaft von 1968 gefordert und schließlich zu deren Realisierung Parteigruppierungen und »Fraktionen« gebildet. Von dort gab es dann noch einmal eine eigene Entwicklung zu den Gewalttaten der RAF (anders, verkürzend: Kraushaar 2005).

Vieles davon war als Möglichkeit in der Marxschen Theorie angelegt und konnte sich auf traditionelle und aktuelle Vorbilder berufen; daß aber bestimmte und vor allem lautstarke Teile der Protestbewegung die deutsche Gesellschaft von 1968 für revolutionsreif hielten, lag nicht schlechthin in der Logik des Ansatzes, wurde auch von anderen Marxisten scharf kritisiert und war mitbedingt dadurch, daß maßgebliche Kräfte in Politik, Polizei, Bildungssystemen und Publizistik theoretisch und prak-

tisch mit Gesprächsverweigerung und Härte auf die Forderung nach Alternativen zum Bestehenden reagierten. Die Eskalation der Konflikte war von beiden Seiten verschuldet. – Des ungeachtet, bleibt es beunruhigend genug, zu sehen, wie eine Bewegung, die sich »Kritik« und »Befreiung« zum Ziel gesetzt hat, einen Teil ihrer Mitglieder in die Sterilität von K-Gruppen oder die Inhumanität der RAF führen konnte. Und es bleibt eine bittere Erfahrung, daß »die Linke« sich damals in die Ecke drängen ließ und in der polarisierten Situation keine Möglichkeit fand zu einer öffentlichen Repräsentanz und zu einer offensiven, klaren Abgrenzung gegen beide Seiten, gegen die Verbrechen der RAF und gegen die Rechtsbrüche des Staates.

Auf theoretischer Ebene wäre jeweils genau zu untersuchen, wie das Verhältnis von Kapitalismusanalyse und Revolutionstheorie bei Marx in der Protestbewegung tatsächlich diskutiert worden ist, und zwar in deren Breite, nicht nur, wie üblich, in den gedruckten Arbeiten einzelner Wortführer. In meinem Umkreis zumindest stand zwar die Relevanz Marxscher und marxistischer Schriften für die eigene intellektuelle und politische Positionsbestimmung und auch für die fachwissenschaftliche Arbeit lange Zeit außer Frage – aber welche Theoreme von Marx und seinen Auslegern als maßstabsetzend und weiterentwickelbar angesehen wurden, das war Gegenstand eines nie abgeschlossenen und oft sehr kontroversen Diskussionsprozesses, in dem wechselnde Theorie-Moden und eigene intellektuelle Arbeit die unterschiedlichsten Kombinationen eingingen, wo Marxorthodoxien (im Plural) einander bekämpften und wo »undogmatische« Gruppierungen und Einzelne gegen die Dogmatiker und deren »Lagerdenken« öffentlich anargumentierten – privat ohnehin (als Beispiel: Rohrwasser 1975 und dessen damalige Resonanz in linken Szenen).

Zeugnis von dieser Auseinandersetzungsarbeit geben u. a. die Flugblätter und Broschüren, die jetzt die Regale und Sammelkästen der Archive Sozialer Bewegungen füllen. Die dort aufbewahrten Texte wurden damals mit ebensoviel Ernsthaftigkeit wie Verbissenheit produziert; viele von ihnen sind heute ungenießbar, andere überzeugen durch intellektuelle Schärfe und Weitsicht der Analyse und oft auch durch eine kluge, witzige Selbstironie. Eine 68er-Forschung, die diese Quellen übergeht oder für unwichtiges Hintergrundrauschen hält, sich auf die bekannten Verlagsproduktionen beschränkt oder meint, in einzelnen Texten »den« Marxismus »der« Studentenbewegung anzutreffen, wird nicht viel Sinnvolles mehr zutage fördern.

Darüber hinaus ist erneut daran zu erinnern, daß neben und nach den neu gegründeten »marxistischen« Parteigruppierungen außerhalb der Universität die vielfältigen Neuen Sozialen Bewegungen ihre z. T. langlebige Geschichte begannen. Und für die Germanistik ist daran zu erinnern, daß z. B. um 1965 auch der Siegeszug des Strukturalismus und der Linguistik in Deutschland begann und in der Studentenbewegung kurzfristig kräftig vorangetrieben wurde, ehe deren linker Flügel in ihr eine technokratische Herrschaftswissenschaft zu denunzieren begann. Solche Kritik konnte dann durchaus mit den Vorbehalten konservativer Germanisten gegen den »unhistorischen« strukturalistischen Rationalismus konvergieren. Da ergaben sich z. T. seltsame Verschränkungen von Modernisierung und Bewahrung zwischen den Fronten.

Um solchen Beobachtungen noch etwas auf dem Boden lokaler Erfahrungen nachzugehen: »Zeichentheorie« z. B. tauchte im Freiburger germanistischen Vorlesungsverzeichnis erstmals 1970 und gleichzeitig mit den ersten Lehrveranstaltungen

zur marxistischen und psychoanalytischen Literaturtheorie auf, zugleich mit weiteren Neuerungen (Herrmann 2005). Und in den frühen 70ern, als »wir« (meine linken germanistischen Freunde und ich) uns intensiv mit Marx' Theorien auseinandersetzten, weil wir uns davon Erkenntnisgewinn versprachen und z.B. den Aufstieg der deutschen Literatur von der Aufklärung bis zur Romantik besser begreifen wollten als das in westdeutschen und ostdeutschen Geschichtsbüchern zu lesen war, – da dauerte es nicht mehr lange, bis Andere, Jüngere in unserer Freiburger Umgebung wie Friedrich A. Kittler oder Heinrich Bosse damit begannen, französische Theoretiker zu lesen, die später »postmoderne« genannt wurden und die in der Germanistik eine weitere Welle methodischer Umorientierung einleiteten. So genau historische Forschung die Grenzen zwischen den verschiedenen Strömungen und Etappen im Einzelnen bestimmen muß – ihr Zusammenhang sollte nicht aus dem Blick geraten.

Das verweist auf einen letzten Aspekt. »Marxismus« war für viele, vor allem junge Akademiker in den 70er Jahren der Inbegriff von »Theorie« überhaupt. »Theorie« war damals ein emotional hoch besetzter Begriff, wie »Emanzipation« oder »strukturelle Gewalt«, wie »Mitbestimmung« oder »begrenzte Regelverletzung«, wie »Alternative« oder auch »Revolution« – alles Begriffe mit starker symbolischer Aufladung. In geisteswissenschaftlichen Fächern war »Theorie« ein Signet und Hebel für einen grundsätzlichen Paradigmenwandel, der als überfällige Modernisierung begriffen wurde und ja auch tatsächlich einen innovativen, Kultur und Gesellschaft umfassenden Blick auf Gegenwart und Vergangenheit öffnete. In diesem Sinn galten damals in unserem Fach nicht nur der Marxismus als »Theorie«, sondern auch Psychoanalyse und Strukturalismus. Und nicht nur ich habe damals Marxens Kapitalismuskritik und das Fetischkapitel des »Kapital« unter anderem als eine Art früher Form von Systemtheorie gelesen: ein intellektuell hoch anspruchsvolles (und sprachlich imponierendes) Angebot, unsere Gesellschaft in ihrer Widersprüchlichkeit und gewaltsamen Geschichte als komplexes Ganzes zu begreifen.

Die Germanistikforschung hat für das Theoriebedürfnis der 70er Jahre den Begriff eines neuen »Rationalitätsansatzes« geprägt (Bogdal 1990; Rosenberg 2000). Zweifellos bestand die Anziehungskraft marxistischer Theoreme für viele Intellektuelle damals in deren Anspruch, unsere kompliziert gewordene Welt besser zu durchschauen, ihr Funktionieren zu erkennen, sie intellektuellem Begreifen zugänglich zu machen und auch kulturelle Erzeugnisse in rational erklärbaren größeren Zusammenhängen zu verstehen. Diese Arbeit wurde von vielen mit Ernsthaftigkeit, Engagement und Genauigkeit betrieben; schließlich gibt es da in Marx' Schriften einiges zu holen. Zugleich barg diese Theorieversessenheit Risiken: eine Verführung zu intellektuellem Hochmut, zur Geste des Alles-Durchschauenden, zu Pauschalisierungen und Totalisierungen. Wo jeweils das eine in das andere umschlug, wo komplexe Begrifflichkeiten zu Schlagworten führten – das kann nur im je Einzelnen untersucht werden. Der beliebte, selbst totalisierende Ideologievorwurf (Vietta 2000) ist dabei kein geeigneter Führer.

»Theorie« hatte nicht nur nach 1968 diesen emphatischen, innovativen und elitären Klang. Ich erinnere mich noch gut, mit welchem Erstaunen ich in den späten 80er Jahren wahrgenommen habe, wie Studierende plötzlich wieder von ihrer Faszination durch »Theorie« sprachen: »Ich mache jetzt Theorie!«. Das klang vertraut – manchmal

auch vertraut hochfahrend. Nur, daß diese jungen Leute damit nicht mehr die Marx'sche Gesellschaftstheorie meinten, sondern die neuen »französischen« Literaturtheorien.

Die hatten auch in anderer Hinsicht das Erbe des Marxismus angetreten. Wenn heute Methodenbewußtsein und die Notwendigkeit methodenkritischer Selbstreflexion zum notwendigen Rüstzeug aller Gesellschaftswissenschaften gehören und besonders in feministischen und interkulturellen Kultur- und Literaturtheorien eine gegenstandskonstituierende Bedeutung spielen, – dann ist das kaum einer einzelnen dieser Theoriwellen, wohl aber ihrer historischen Abfolge zuzuschreiben. 1968 hatte ich, wie andere meiner Generation, an Habermas' »Erkenntnis und Interesse« diese Lektion zu lernen begonnen.

So läuft auch dieser letzte Abschnitt meines Essays eigentlich auf eine Trivialität hinaus, auf die Selbstverständlichkeit nämlich, daß es wenig sinnvoll ist, von »dem« Marxismus »der« 68er Bewegung zu reden und beide dabei gar, und sei es untergründig, auf Revolutionstheorie, Klassenkampf und Gewaltlegitimierung festzulegen – Aspekte, die in der Bewegung eine große Rolle spielten, die aber bereits damals in ihrer Geltung und Reichweite umstritten waren, sowohl innerhalb der Sozialen Bewegungen wie in den protest- und reform-orientierten universitären Kreisen wie in den Fächern, die von ihnen erreicht wurden. Ohne ein intensives, genaues und mühsames Sicheinlassen auf die Widersprüchlichkeit damaliger Positionen, auf die Auseinandersetzungen zwischen ihnen und auf die größeren Kontexte, in denen sie standen, wird eine seriöse Einsicht in die Ereignisse, die Bedeutung und die Ergebnisse von »68« nicht zu haben sein.

### Nachtrag Oktober 2007

Silvio Vietta hat seinen auf der Siegener Tagung gehaltenen Vortrag »1968 und die Germanistik« nun doch zu einem langen Aufsatz für diesen Band ausgearbeitet. Nach der einhelligen Kritik, die seine Ausführungen in Siegen erfahren hatten, hatte er mir und anderen signalisiert, daß er seinen Beitrag zurückziehen würde. In dieser Situation hatte ich im Juni meinen Text geschrieben, auf Anregung von Georg Bollenbeck, dem Tagungsleiter, und um dem Thema, das auf der Tagung zu Streit geführt hatte, im Tagungsband seinen Platz zu sichern. Nun, da Vietta seinen Rückzug rückgängig gemacht hat, stehen unsere zwei Texte unvermittelt nebeneinander.

Ihre Positionen sind, trotz einiger Berührungspunkte, nicht vereinbar. Sie basieren auf unterschiedlichen Erfahrungen und unterschiedlichen politischen Wertungsgrundsätzen; das sehen wir wohl beide so. Sie sprechen aber auch unter dem gleichen Begriff »1968« von ganz verschiedenen Gegenständen; dazu will ich denn doch noch eine Anmerkung machen.

Ich plädiere für eine weite Fassung des Begriffs und habe das oben zu begründen versucht. Viettas Begriff von »68« hingegen fällt offensichtlich in zwei Teile auseinander: ein eng fokussiertes Bild dieser Zeit springt um in ein diffus auseinanderlaufendes. Im umfangreichen Mittelstück seines Aufsatzes (Kap. 3–5) schrumpft die 68er Bewegung auf wenige Inhalte (und wenige Träger) einer linken Ideologie, die er den

»Leitdiskurs« der 68er nennt und kritisch untersucht. In den darauf folgenden Passagen (von denen in Siegen nach meiner Erinnerung noch keine Rede war) weitet er den Begriff plötzlich aus und spricht von den umfassenden »Modernisierungsprozessen« dieses Jahrzehnts, die er hoch positiv bewertet, aber inhaltlich ohne Verbindung zum »Leitdiskurs der 68er« sieht. 68 als linke »Bewegung« und 68 als demokratische »Modernisierung der BRD« schließen in solcher Interpretation einander aus; daß die eine die andere ausgelöst hat, kann dann nur noch als »Paradox« und mit Hegels »List der Vernunft« erklärt werden.

Ich finde diese Aufteilung intellektuell wenig überzeugend; sie trägt m.E. auch wenig zur Einsicht in die historische Wirklichkeit und die Wirkung der 68er Bewegung bei. Was die Hunderte und Tausende Diskutanten, Demonstrierenden und Protestler, die aktiv Engagierten, Mitläufer, Rudelführer und Claqueure, die SchülerInnen, Studierenden und Lehrlinge, die Mittelbauer und Professoren, die Journalisten und Autoren, die Jugendlichen und die berufstätigen Frauen und Männer in vielen Städten der BRD, organisiert und nicht organisiert, auf den Straßen, in den Hörsälen, in Arbeitsgruppen und in WGs, an den Schreibmaschinen, beim Flugblattverteilen und vor den Gerichten, in Auseinandersetzungen mit ihrer Umgebung und im Streit miteinander – was all die Leute in diesen Jahren wollten – warum sie taten, was sie taten –, bleibt unerklärt. Damit verschwindet nicht nur die Vielfalt der 68er Bewegung aus dem Blick, damit verschwinden auch ihre Träger als Subjekte: sie erscheinen im einen Fall als blinde Nachbeter und ununterscheidbare Anhänger von Ideen und Führergestalten, im andern als willenlose Agenten abstrakter Modernisierungsprozesse.

Das kann es ja wohl nicht gewesen sein, weshalb wir heute noch von »68« sprechen.

## Literatur

- Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1986 (=es 1363).
- Boden, Petra: Probleme mit der Praxis. Hochschulgermanistik zwischen Wissenschaft, Bildung/Erziehung und Politik. In: Rosenberg u.a. 2000, S. 181-226.
- Bogdal, Klaus-Michael: Von der Methode zur Theorie. Zum Stand der Dinge in der Literaturwissenschaft. In: Klaus-Michael Bogdal (Hg.): Neue Literaturtheorien. Eine Einführung. Opladen: Westdeutscher Verlag 1990, S. 9-30.
- Bogdal, Klaus-Michael/Müller, Oliver (Hg.): Innovation und Modernisierung. Germanistik von 1965 bis 1980. Heidelberg: Synchron 2005. (Studien zur Wissenschafts- und Universalitätsgeschichte, Bd. 8)
- Bollenbeck, Georg/Knobloch, Clemens (Hg.): Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945. Heidelberg: C. Winter 2001. (Reihe Siegen, Bd. 144. Germanistische Abteilung).
- Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hg.): Gouvernamentalität der Gegenwart. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2000.
- Das Räuberbuch. Die Rolle der Literaturwissenschaft in der Ideologie des deutschen Bürgertums am Beispiel von Schillers »Die Räuber«. Frankfurt a.M.: Verlag Roter Stern 1974.

- Enzensberger: »Ich habe einfach Glück gehabt«. Ein Gespräch mit Hans Magnus Enzensberger. In: Cicero. Magazin für politische Kultur. November 2007, S. 64.
- Erb, Andreas (Hg.): Von Mecklenburg bis zum Prenzlauer Berg. Peter Wawerzinek. Essen: Klartext-Verlag 2005.
- Fietze, Beate : »A spirit of unrest«. Die Achtundsechziger-Generation als globales Schwellenphänomen. In: Rosenberg u.a. 2000, S. 3–25.
- Fohrmann, Jürgen: Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte. Entstehung und Scheitern einer nationalen Literaturgeschichtsschreibung zwischen Humanismus und Deutschem Kaiserreich. Stuttgart: Metzler 1988.
- Fohrmann, Jürgen/Voßkamp, Wilhelm (Hg.): Wissenschaft und Nation. Studien zur Entstehung der deutschen Literaturwissenschaft. München: Fink 1991.
- Foucault, Michel: Geschichte der Gouvernementalität. Band I und II. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004. (Vorlesungen von 1978 und 1979).
- Gärtner, Marcus: Kontinuität und Wandel in der neueren deutschen Literaturwissenschaft nach 1945. Bielefeld: Aisthesis 1997.
- Grimm, Reinhold (Hg.): Die Klassiklegende. Second Wisconsin workshop. Frankfurt a.M.: Athenäum 1971.
- Hättich, Manfred: Der Streit um die demokratische politische Kultur: die Veit Harlan Demonstration 1952. In: Freiburger Universitätsblätter 145, 1999, S. 199–205.
- Herbert, Ulrich (Hg.): Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980. Göttingen: Wallstein 2002.
- Herrmann, Hans Peter: Die Widersprüche waren die Hoffnung. Eine Geschichte der Reformen am Institut für Neuere deutsche Literaturgeschichte der Universität Freiburg im Breisgau 1956 bis 1977. In: Bogdal/Müller 2005, S. 67–108.
- Hobsbawm, Eric: Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. Aus dem Englischen von Yvonne Badal. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2. Aufl. 1999. [Age of Extremes. The Short Twentieth Century 1914–1991. London 1994. 1995 »Copyright der deutschsprachigen Ausgabe«].
- Hochschule in der Demokratie. Denkschrift des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes. Frankfurt a.M.: Verlag Neue Kritik 1961 u.ö.
- Janota, Johannes (Hg.): Eine Wissenschaft etabliert sich. 1810–1870. Wissenschaftsgeschichte der Germanistik III. Tübingen: Niemeyer 1980.
- Koltan, Michael T.: Wir haben vor Begeisterung geheult. In: Journal Film Nr. 26, 1993, S. 20–25.
- Kraushaar, Wolfgang: Die Protest-Chronik 1949–1959: eine illustrierte Geschichte von Bewegung, Widerstand und Utopie. 3 Bde. und 1 Registerband. Hamburg: Rogner und Bernhard 1996.
- Kraushaar, Wolfgang: 1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur. Hamburg: Hamburger Edition 2000
- Kraushaar, Wolfgang: Rudi Dutschke, Andreas Baader und die RAF. Hamburg: Hamburger Edition 2005.
- Lönnendonker, Siegward: Kleine Zeittafel zur Gruppe SPUR und zur Geschichte der APO 1957–1970. <<http://web.fu-berlin.de/APO-archiv/Online/SPUR.htm>> (09.08.07).
- Metzler, Gabriele: Revolte und Reformen. Die Bundesrepublik in den sechziger und siebziger Jahren. In: Bogdal/Müller 2005, S. 17–31.
- Mohr, Reinhard: Zaungäste. Die Generation, die nach der Revolution kam. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch 1991.
- Peitsch, Helmut: »Warum wird so einer Marxist?« Zur Entdeckung des Marxismus durch bundesrepublikanische Nachwuchswissenschaftler. In: Rosenberg u.a. 2000, S. 125–151.

- Picht, Georg: Die deutsche Bildungskatastrophe. Analyse und Dokumentation. Olten/Freiburg i.Br.: Walter 1964.
- Reiß, Gunter (Hg.): Materialien zur Ideologieggeschichte der deutschen Literaturwissenschaft. Bd. I und II. Tübingen: Niemeyer 1973.
- Rohrwasser, Michael: Saubere Mädel starke Genossen: proletarische Massenliteratur? Frankfurt a.M.: Roter Stern 1975.
- Rosenberg, Rainer u.a. (Hg.): Der Geist der Unruhe. 1968 im Vergleich. Wissenschaft - Literatur - Medien. Hg. von Rainer Rosenberg, Inge Münz-Koenen und Petra Boden unter Mitarbeit von Gabriele Gast. Berlin: Akademie-Verlag 2000.
- Rosenberg, Rainer: Die sechziger Jahre als Zäsur in der deutschen Literaturwissenschaft. Theoriegeschichtlich. In: Rosenberg u.a. 2000, S. 153-179.
- Schneeberger, Guido: Nachlese zu Heidegger. Dokumente zu seinem Leben und Denken. Bern: Suhr 1962.
- Scholz, Rüdiger: Goethes Agieren im Weimarer Staat und die Humanität der Klassik. In: *Colloquia Germanica* 37, 2004, S. 129-151.
- Scholz, Rüdiger/Herrmann, Hans Peter: Literatur und Phantasie. Schöpferischer Umgang mit Kafka-Texten in Schule und Universität. Stuttgart: Metzler 1990.
- Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart. Frankfurt a.M./New York: Campus 1992; 3. durchges. Aufl. 1993.
- Sontheimer, Kurt: Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1962.
- Stattbuch Freiburg Dreyeckland. Politische Bewegungen in Freiburg und im Dreyeckland 1968 bis 1985. 270 Selbstdarstellungen und 1000 Adressen. Freiburg: Walter Marx 1985. [Hg: Netzwerk Dreyeckland/Politische Buchhandlung Jos Fritz/Stadtzeitung für Freiburg].
- Stiftung Volkswagenwerk (Hg.): Tutorenprogramm. Information - Diskussion. Hannover 1970-1973. [Loseblattsammlung].
- Vietta, Silvio: Kanon- und Theorieverwerfungen in der Germanistik der 70er Jahre. In: Silvio Vietta/Dirk Kemper (Hg.): Germanistik der siebziger Jahre. Zwischen Innovation und Ideologie. München: Fink 2000, S. 9-49.
- Völker, Paul Gerhard: Die inhumane Praxis einer bürgerlichen Wissenschaft. Zur Methodengeschichte der Germanistik. In: Marie-Luise Gansberg/Paul Gerhard Völker: Methodenkritik der Germanistik. Materialistische Literaturtheorie und bürgerliche Praxis. Stuttgart: Metzler 1970, S. 40-73.
- Wallerstein, Immanuel: Utopistik. Historische Alternativen des 20. Jahrhunderts. Wien: Pro-media 2002.
- Wirth, Hans-Jürgen (Hg.): Hitlers Enkel - oder Kinder der Demokratie? Die 68er-Generation, die RAF und die Fischer-Debatte. Gießen: Psychosozial-Verlag 2001.